

Schwul ist okay, aber nicht auf dem Pausenplatz

In Zürich läuft das Festival für Homosexuelle. Aber trotz der Euro-Pride ist «schwul» für Jugendliche vor allem ein Schimpfwort. Das zeigt der Besuch einer Schulklasse.

Von **Andrea Schafroth**

«Wäh, du Schwul!» Der Aufschrei ist auf dem Pausenplatz gang und gäbe. Auch unter den Sechstklässler des Schulhauses Turner in Zürich. An einem Freitagmorgen sitzen sie im Kreis in ihrem Schulzimmer, 20 Mädchen und Jungen, zwölf bis dreizehn Jahre alt, und geben munter Auskunft: «Das ruft man, wenn einer was (Gruusiges) macht.» Also, nicht wirklich «gruusig», halt «wenn einer dem anderen versehentlich an den Hintern langt oder so».

Sämtliche Jungen der Klasse sind schon mit «schwul» traktiert worden, auch von den Mädchen. «Nicht weiter schlimm», finden sie. Ausser wenn zwei sich nicht mögen oder jemand eher ein Aussenseiter ist: Dann wird der Spruch zur durchaus aggressiv gemeinten Beleidigung.

Warum denn gerade dieser Begriff so beliebt sei als Schimpfwort? Mit «echtem» Schwulsein habe es nichts zu tun, finden die Schüler, das sei so ähnlich wie mit dem Wort «Missgeburt». Und warum «lesbisch» kein Schimpfwort sei? «Vielleicht, weil man lesbische Frauen weniger sieht als schwule Männer», meint jemand. Schwule Männer nehmen die Schüler vor allem als überdrehte Casting-Teilnehmer – Farbtupfer dieser Shows –, wahr. Oder als extravertierte Exoten auf den Umzugswagen am Christopher Street Day. Beides finden sie abstoßend: «Tanzende Männer in knallengen violetten Hosen – eklig!»

Ronaldo schwul? Unvorstellbar!

Von lesbischen Frauen lesen sie allenfalls in Hochglanzheftchen. Vor allem die Schülerinnen wissen bestens Bescheid über Lindsay Lohans Liebesdrama mit ihrer DJ-Freundin und registrieren, wie Pink sich als bisexuell vermarktet: «Das nimmt man aber nicht ernst, das ist weit weg und so eine Promi-Mode.» In Wirklichkeit können sich die Schüler eine «Lesbe in Röhrlihosens und Stöckelschuhen» nicht vorstellen. Man habe einfach dieses Bild vor sich: «kurze Haare, weite Kleider».

Klar, weiss die Runde, dass das Klischees sind, denen längst nicht alle Homosexuellen entsprechen. Dass man vielen Menschen ihre sexuelle Orientierung nicht ansieht – «etwa Sven Epiney». Trotzdem: Schwule Fussballer passen einfach nicht ins Bild. «Eigentlich ist das ihr Privatleben», sagt eine Schülerin, «aber fürs Team wäre es schwierig, die müssen ja auch zusammen duschen und so.» Und ihre Kollegin: «Fussballer haben doch so Modellfreundinnen, die hammermega aussehen und während des Spiels immer am Fernsehen gezeigt werden. Jetzt stellt euch mal einen Ronaldo mit einem Freund vor, der ihn anfeuert.» Gelächter. Und selbst wenn ein Fussballer schwul wäre, outen würde der sich kaum, so der Tenor der Klasse. Der würde doch glatt seine Anhänger verlieren: «Fussballfans gehören nicht grad zu den offensten Menschen.»

Eigentlich sind diese Sechstklässler ja aufgeschlossen. Die grosse Mehrheit ist für die «Homo-Ehe» und findet eine Vereinigung homosexueller Polizisten okay. Auch ein schmusendes Lesbenpärchen auf der Parkbank ist nicht schlimm, vielleicht auf den ersten Blick «etwas komisch».

Und doch, im Kollegenkreis existiert Homosexualität nur in Form eines Schimpfwortes, entsprechend sind die Berührungspunkte gross: Wenn der beste Freund, die beste Freundin sich outen würde, wäre das ein Problem. Eine der Schülerinnen hat über ein Mädchen gelesen, das von ihrer lesbischen Kollegin nachts im Bett plötzlich gestreichelt wurde: «Ich hätte immer Angst, dass irgendwann mal so etwas passiert.»

Unbewusst schwingt da wohl die Furcht mit, selbst betroffen zu sein: «Ein paar von uns haben vorhin darüber geredet», sagt eine Schülerin, «wenn wir wählen könnten, ob wir homosexuell oder heterosexuell zur Welt kommen, würden wir heterosexuell wählen.» Kein Wunder, die Jugendlichen wissen genau, wie schwer es ein homosexueller Kollege hätte. Sie sind gerade in dem Alter, da Mädchen am liebsten über «süsse Jungs» und «geile Bodys» schwärmen, und Jungen darüber verhandeln, auf welche Mädchen man allenfalls

stehen könnte. Undenkbar, dass unter ihnen Mädchen so über Mädchen und Jungen über Jungen reden: «Das würde jemand gar nicht erst versuchen, er oder sie hätte viel zu viel Angst, gedisst zu werden, also fertiggemacht.»

Gerade mal von einem einzigen Schüler im benachbarten Oberstufenschulhaus haben sie gehört, der sich als schwul geoutet habe – und entsprechend ausgegrenzt werde. «Irgendwie wirkt das für Jugendliche unnatürlich», sagt ein Schüler. Und ein anderer: «Ich würde einem lesbischen Mädchen empfehlen, es solle mal versuchen, ob es sich nicht doch für Jungs begeistern kann.» Ein Mädchen protestiert: «Du kannst doch nicht einfach deine Gefühle abstellen!» Er: «Ich meine ja nur ausprobieren, damit sie es einfacher hat. Und vielleicht ist sie ja bisexuell.»

Wenn Betroffene zu Besuch kommen

Eine Woche später erhält dieselbe Klasse Besuch von Tania, Michi und Verena. Tania ist 23 und studiert Pharmazie: langes, hellbraunes Haar, schwarze Brille, Nasenring. Sie ist lesbisch. Michi (21), in braunen Dreiviertelhosen, die, wie es sich gehört, tief unten am Gesäss hängen, ist schwul. Er ist noch Gymnasiast – und

spielt gerne Fussball! Verena (70), einst Lehrerin, ist Mutter eines heute erwachsenen schwulen Sohnes. Die drei gehören der Vereinigung GLL – Gleichgeschlechtliche Liebe leben – an, die in verschiedenen Deutschschweizer Kantonen Schulklassen besucht, um aus Betroffenen über das Thema Homosexualität aufzuklären.

Was, so normal sind Homosexuelle?

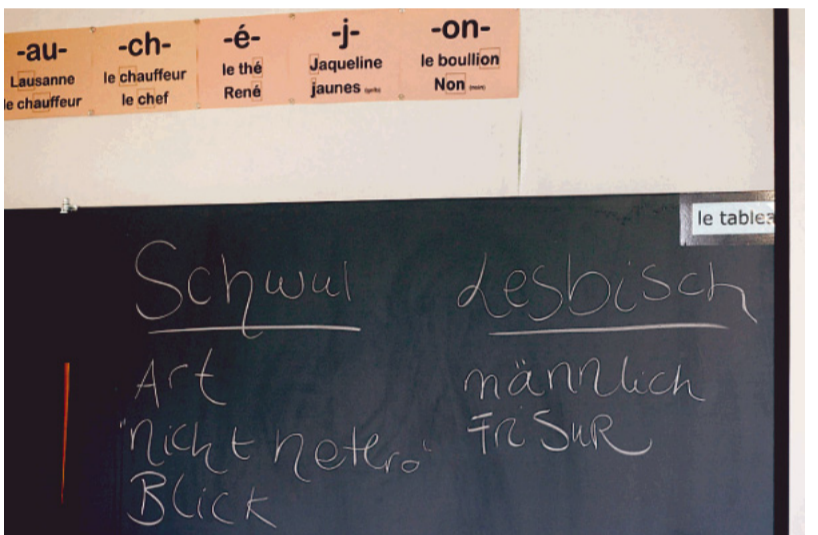
Ein Pulk neugieriger Schüler versammelt sich um den Büchertisch, den die GLL-Leute eingerichtet haben: Gekicher, Getuschel, Ausrufe. Danach erzählen Tania und Michi ihre Comingout-Geschichten. Unverblümt berichtet die junge Frau, wie sie mit dreizehn vor ihrer Klasse in Tränen ausbrach, weil sie sich in eine Frau verliebt hatte. Und Michi beschreibt, wie er in der Schule als «Schwuchtel» oder «Schwuli» beschimpft worden sei. Wie er dann eines Tages auf den Spruch «Ist der Typ, der dich abgeholt hat, dein Freund?» geantwortet habe: «Ja, das ist mein Freund.» Und seither akzeptiert werde.

Die Augen der Schüler sind gespannt auf die Erzählenden gerichtet. Später gibt es noch eine nach Geschlechtern getrennte Fragerunde ohne Beisein von Lehrerin und Journalistin. In diesen kleinen

Runden, sagt Tania, würden von den Schülern oft sehr konkrete Fragen gestellt – bis hin zu Details, wie, ob sie beim Sex mit der Freundin Gurken oder Riebli verwende. Sie versuche dann, die vielen mit dem Thema Homosexualität verbundenen Projektionen zu relativieren. Was ihr zu gelingen scheint: Danach erzählen die Schüler von Schwulen und Lesben im Bekanntenkreis ihrer Eltern, die sie als «ganz normal» erleben. Und stellen Fragen über Fragen: «Wie hoch ist der Anteil homosexueller Menschen weltweit?» – «Wird etwas getan gegen die Verfolgung von Homosexuellen in Ländern wie Saudi Arabien?» – «Ab wann ist etwas homophob? Hatte George W. Bush so eine Phobie?»

Am Ende gehen die Schülerinnen und Schüler von sich aus bei den dreien vorbei und schütteln ihnen zum Abschied die Hand. Die Jugendlichen, sagt Verena, seien jedes Mal erstaunt, «dass wir so normal sind». Tatsächlich: «Ich war überrascht», sagt ein Junge nach dem Besuch, «man hat ihnen gar nichts angemerkt.»

Infos zum Schulprojekt: www.gll.ch
Anlaufstelle für Jugendliche: [Fachstelle für Sexualpädagogik Lust und Frust](http://www.fachstelle.ch): www.lustundfrust.ch; Site für Jugendliche vor Comingout: www.du-bist-du.ch



Schulbesuch der Homosexuellenvereinigung GLL: Reges Interesse finden der Büchertisch und die Comingout-Geschichten von Michi und Tania (rechts unten). BILDER DOMINIQUE MEIENBERG

«Feminines Gebaren schreckt ab, es passt nicht ins Männlichkeitsbild»

Jugendliche möchten zur Norm gehören. Sie haben wenig Kontakt zu geouteten Schwulen und Lesben und deshalb Vorurteile und Berührungspunkte.

Mit **Lukas Geiser** und **Lilo Gander*** sprach **Andrea Schafroth**

Es gibt die Euro-Pride, spezielle Reisebüros, Spitex und eine Polizistenvereinigung für Homosexuelle. Warum ist «schwul» unter Jugendlichen trotzdem ein Schimpfwort?

Lilo Gander: Das Klima wirkt heute aufgeschlossen, aber es gibt nach wie vor homophobe Positionen, und das bekommen die Jugendlichen mit.

Lukas Geiser: Und sie möchten ja vor allem eines: zur Norm gehören, also nicht zu einer Minderheit, die erst noch teilweise diskriminiert wird. Indem sie «schwul» als Schimpfwort benutzen, signalisieren Jugendliche auch: «Ich selbst bin es im Fall nicht.»

Aber warum ist gerade «schwul» so verbreitet? Es gäbe zig andere Merkmale, die nicht der Norm entsprechen.

Gander: Pubertierende sind auf der Suche

nach sexueller Identität. Dass die sexuelle Orientierung der Mehrheit entspricht, ist deshalb besonders wichtig.

Weshalb wird «lesbisch» kaum benutzt?

Gander: Die Konnotation ist weniger negativ.

Geiser: Ich erlebe das bei Schulbesuchen: Die Vorstellung, dass zwei Frauen zusammen Sex haben, finden viele noch schön. Das Bild, dass ein Mann einem anderen körperlich nahe kommt, ist dagegen einfach nur «wäh!».

Hat die Ablehnung auch damit zu tun, dass Jugendliche schwule Vorbilder oft als «tunzig» erleben, etwa am Christopher Street Day?

Geiser: Klar, feminines Gebaren von Schwulen schreckt sie ab, weil es nicht ins Männlichkeitsbild passt.

Verbreitet ist auch die Angst (s. Text oben), dass der schwule Kollege, die lesbische Kollegin auf einen «stehen» könnte.

Gander: In einer Oberstufenklasse hat

sich ein Mädchen als lesbisch geoutet. Die Schüler haben mit ihr die Abmachung getroffen, dass sie die anderen Mädchen nicht anmachen darf. Diese Abgrenzung hat mit der Ambivalenz der Gefühle zu tun: Ein Mädchen fürchtet unbewusst, es könnte es vielleicht schön finden, von einem anderen gestreichelt zu werden.

Geiser: Oder ein Junge hat das Gefühl: Wenn mich ein Schwuler auch nur berührt, gehöre ich auch schon dazu.

Fehlt Jugendlichen, die gleichgeschlechtlich empfinden, dadurch nicht die ganze spielerische Phase der sexuellen Annäherung?

Geiser: Das ist unterschiedlich – wie bei Heterosexuellen auch. Es gibt Mädchen, die mit zwölf schon einen Freund haben, und solche, die mit sechzehn noch nie verliebt waren. Auf der anderen Seite finden auch homosexuelle Jugendliche Möglichkeiten, bei Gleichgesinnten anzudocken und zu flirtieren.

Sie leben es aber kaum offen aus. Auf dem

Pausenplatz sieht man jedenfalls kaum schwule oder lesbische Pärchen.

Geiser: Die sexuelle Identität zu finden, ist für jemanden, der oder die homosexuell empfindet, sicher schwieriger – oft ein richtiger Eiertanz.

Kann das auch zum Problem werden?

Geiser: Sicher. An einer Tagung über sexuelle Orientierung wurde kürzlich eine Studie präsentiert, die belegt, dass zum Beispiel schwule Jungen deutlich öfter Selbstmordgedanken haben und auch ihre Suizidrate höher ist.

Lässt sich da etwas ändern? Dass Jugendliche zur Norm gehören wollen und gnadenlos mit Andersartigen umgehen, ist doch auch entwicklungspsychologisch bedingt?

Gander: Eine rigide Phase gehört tatsächlich dazu, um danach wieder aufzumachen und zuzulassen. Besonders zwischen dreizehn und sechzehn. So mit achtzehn ist das schon wieder aufgeweicht, die Peer Group hat sich dann diversifiziert in verschiedene Szenen.

In der «harten» Phase ist nichts zu machen?

Geiser: Doch, aber nicht die Jugendlichen, sondern die Erwachsenen müssen ihre Hausaufgaben machen und die Vielfalt immer wieder thematisieren.

Reicht das? Die Jugendlichen wirken oft durchaus aufgeschlossen, grenzen aber den schwulen Kollegen trotzdem aus.

Geiser: Es genügt nicht, generell eine offene Haltung zu signalisieren, es braucht die wiederholte konkrete Auseinandersetzung mit dem Thema. Jugendliche haben etwa wenig Kontakt zu geouteten Schwulen und Lesben, Schulprojekte mit Homosexuellen sind deshalb ein Mittel, Berührungspunkte und Vorurteile abzubauen.

Und was ist mit dem Schimpfwort «schwul»? Es gehört ja praktisch zum Slang.

Gander: Da sollten Erwachsene intervenieren, Jugendsprache hin oder her.

Geiser: Die Jugendlichen sprechen ja sogar von den «schwulen Aufgaben», die sie noch machen müssen. Das ist aus ihrer Sicht unverfänglich, aber der Begriff ist nun mal personenbezogen und abwertend gemeint. Stellen Sie sich vor, die Schüler würden stattdessen von «Negeraufgaben» reden, da würden die Erwachsenen sofort reagieren.

* Lilo Gander und Lukas Geiser sind Fachmitarbeiter der Zürcher Fachstelle für Sexualpädagogik Lust und Frust, einem Angebot der Schulgesundheitsdienste der Stadt Zürich und der Zürcher Aids-Hilfe.